

Solidarität der Generationen – Das biblische Elterngelot weiterdenken **Von Professor Dr. Traugott Jähnichen, Bochum**

Einleitung

„Endspiel“ – und was folgt danach? Der Dramatiker Samuel Beckett hat im Jahr 1956 sein Stück „Endspiel“¹ publiziert, das 1957 uraufgeführt wurde. Becketts „Endspiel“, ein Einakter, ist durch die Konstellation von zwei Zweier-Personengruppen geprägt: Hamm, ein blinder Mann, sitzt auf einem mit Rollen versehenen Sessel, da er nicht stehen kann. Sein Diener Clof versorgt Hamm, der über die Lebensmittel verfügt, sie aber nicht alleine zubereiten und zu sich nehmen kann. Neben diesen beiden sind die Eltern Hamms, Nagg und Nell, anwesend. Beide sind beinlos und leben in zwei Mülltonnen. Die Welt außerhalb dieses Raums ist ohne Belang, die Protagonisten des Dramas könnten die Überlebenden einer Katastrophe sein. Eine Solidarität dieser Personen untereinander hat es nie gegeben. Der Vater Nagg zeigt die Abneigung der Eltern gegenüber dem Sohn Hamm, indem er ihn daran erinnert, dass sie als Eltern auf seine Rufe, als er ein kleines Kind gewesen ist, nicht reagiert haben: „Wir ließen Dich schreien. Dann stellten wir Dich weit weg, um schlafen zu können.“ Nell, die Mutter, ermutigt den Diener wegzugehen, obwohl dies sowohl ihren eigenen Tod wie den von Hamm nach sich ziehen würde. Das Drama ist von tief entfremdeten Beziehungen der Personen geprägt, insbesondere fehlt jede Aussicht auf eine Zukunft. Am Ende des Stücks ergibt sich Hamm in sein Schicksal: „Es ist zu Ende, Clof, wir sind am Ende. Ich brauche Dich nicht mehr.“ Der finale, von Selbstmitleid geprägte Monolog von Hamm beendet das Stück, Clof wartet, ohne eine Emotion oder eine Geste zu zeigen. Ob er schließlich geht oder bleibt, als der Vorhang fällt, ist unklar und letztlich irrelevant.

Das „Endspiel“ Becketts ist ohne Dynamik, ohne Bewegung und ohne Zukunftsbezug. Drei der vier Personen können nicht gehen, sind völlig immobil und auf den Diener Clof, der selbst gehbehindert ist, angewiesen. Was bleibt, ist die reine Routine der Versorgung. Das Stück hinterließ bei den Zuschauern der Erstaufführung große Ratlosigkeit, weil es eine zutiefst pessimistische Grundhaltung ausdrückt, jede Kommunikation und jede Handlung kommen zu einem Stillstand. Die Endspiele im Sport enden immer mit einem Sieger und einem Verlierer, Jubel und Enttäuschung halten sich die Waage. Bei Beckett gibt es keinen Sieger, das Endspiel ist der Vorgriff auf das Ende.

In der Folgezeit wurde im Rahmen mancher Inszenierungen die Platzierung von Nagg und Nell verändert, indem sie statt in Mülltonnen in symbolisierten Heimplätzen untergebracht wurden. Aber nicht nur die beiden sind abgeschoben und „verwahrlost“, ihr Sohn ebenfalls.

¹ Samuel Beckett, Endspiel, Frankfurt 1958.

Immer wieder wurde das gestörte Generationenverhältnis als Ansatz zur Deutung dieses Stückes herangezogen. Ist die Familie als Institution, sind die Familien unserer Gesellschaften in dieser Weise am „Ende“, wie es das „Endspiel“ suggeriert. Spielen wir, die heute aktive Generation, faktisch „Endspiele“, indem wir zukünftigen Generationen eine gute Zukunft erschweren, vielleicht unmöglich machen? Oder ist es ganz anders, sind Familien die wichtigsten Orte des Einübens und Lernens der Solidarität, des Miteinanderseins, wie es für jede Gesellschaft grundlegend ist? Eröffnen wir unseren Kindern und den nachfolgenden Generationen insgesamt eine gute Zukunft? Und schließlich: Wie kann Familien geholfen werden, dass sie diese Rolle spielen können, dass sie Erfahrungen von Zuwendung und Solidarität eröffnen und dass nicht die Zukunft verschlossen wird wie im „Endspiel“.

1. Familien als Orte der Erfahrung und des Einübens von Solidarität

Für Familien ist es grundlegend, dass Menschen generationsübergreifend Solidarität üben, miteinander leben und füreinander Verantwortung wahrnehmen. In diesem Sinn hat jeder Mensch mindestens eine Familie, denn allein auf Grund der Tatsache der Geburt ist jede/r in einen Familienbezug hineingeboren, wie immer der auch gestaltet sein mag. Die Familie ist der elementarste Sozialverband, in dem Menschen leben und Verantwortung wahrnehmen – oder daran scheitern. Familienbeziehungen sind wesentlich – aber nicht ausschließlich – durch Verwandtschaftsverhältnisse konstituiert, wobei in modernen Gesellschaften offen ist, wie sich die Formen des familiären Lebens gestalten.

Menschen, die miteinander in familiären Bezügen leben, stehen immer in einem Generationenzusammenhang, der die Lebensführung der einen Generation mit den Chancen anderer Generationen eng verknüpft. »Die Väter haben saure Trauben gegessen und den Kindern sind die Zähne stumpf geworden« (vgl. Jer 31,29; Hes 18,2). Dieses in alttestamentlicher Zeit weit verbreitete, prägnante Sprichwort bringt eindrücklich die Erfahrung auf den Punkt, dass Fehler einer vorangehenden Generation vor allem von den Nachkommen bewältigt werden mussten. Auf der anderen Seite ist den Weisen und Frommen verheißen, dass „bei ihren Nachkommen [...] ihr Glück“ bleibt (vgl. Sir 44,10). Auch wenn in der hebräischen Bibel die Herausstellung der je individuellen Verantwortung im Zentrum steht, gilt es als Erfahrungstatsache, dass einerseits die Folgen verfehlten Handelns oft bis in die zweite und dritte Generation spürbar sind, und dass andererseits die Leistungen der vorherigen Generationen wesentlich zum Wohlergehen in der Gegenwart beitragen. Generativität, die Abfolge der Generationen, ist die Basis der Familienbeziehungen und hier stellt sich in besonderer Weise die Frage, ob ein Leben in Solidarität gelingt oder scheitert. In

welcher Weise wird die Solidarität in der Abfolge der Generationen gelebt? Für das biblische Denken ist die Sicherstellung dieser Generationenfolge entscheidend, bis hin zu der für uns schwer nachvollziehbaren Institution der Leviratsehe, d.h. dass auch ein kinderlos Verstorbene durch die „Stellvertretung“ eines Bruders in der Generationenkette einbezogen bleibt. Wer in diesem Sinn handelt ist „gerecht“, wer sich dem verweigert, handelt ungerecht und zerstört zukünftiges Leben (vgl. dazu die Thamar-Juda-Geschichte Gen. 38).

Solidarität meint dementsprechend das wechselseitige Einstehen von Menschen füreinander, die sich als zusammengehörig empfinden. Insbesondere unterstützen die Stärkeren in solchen Solidaritätsverbänden diejenigen, die schutzbedürftig sind oder sich in akuten Notlagen befinden. Solche Solidarität wird von den meisten Menschen in Familienbezügen erfahren und eingeübt. Wenn dies in den Familie scheitert, bedeutet es eine wesentliche Hypothek für den weiteren Lebensweg. Solidarität ist lebensweltlich in der Abfolge der Kinder- und Jugend-, der Eltern- und der Großelterngeneration verankert.

Eine Profilierung des Verständnisses der Solidarität in Familien und darüber hinaus der Solidarität der Generationen kann an Überlegungen von Paul Ricoeur anschließen, der Solidarität mit Hilfe eines Verständnisses der „Gabe“ beschreibt. Die Bedeutung einer „Gabe“ erschließt sich wesentlich durch die Abfolge von Geben, Empfangen und Erwidern bzw. Zurückgeben. Jedes „Geben“ hofft darauf, dass die Gabe von dem Empfänger angenommen wird, im Idealfall, der zum Glück oft der Normalfall ist, mit Dankbarkeit. Dankbarkeit kann allerdings in diesem Zusammengang nicht erzwungen, sondern nur erhofft werden, daher ist das Gabe-Geschehen immer davon bedroht zu scheitern. Das „Empfangen in der Dankbarkeit“² ist also die entscheidende Mitte der durch „Gaben“ gestifteten Beziehungen, an dieser Stelle entscheidet sich, ob das Verhältnis intakt bleibt und weiter entwickelt werden kann oder nicht.

Diese Überlegung kann sehr leicht auf das Generationenverhältnis bezogen werden: Das Verhältnis von Eltern, Kindern und Großeltern entwickelt sich im Horizont von „Gaben“, so dass sich der Zusammenhang der Generationen in der Abfolge und im Wechselspiel von Geben, dankbarem Empfangen und Erwidern konstituiert. Indem jede Generation in dieser Perspektive auf die „Appelle an die materielle, ideelle und zeitliche Fürsorge der anderen Generationen“³ antwortet, erfährt das stets fragile Gabe-Geschehen einen Anstoß, wodurch das Empfangen, zugespitzt als Empfangen in der Dankbarkeit, ermöglicht und schließlich die

² Peter Dabrock, Demographischer Wandel und die Gabe der Solidarität zwischen den Generationen, in: Johannes Eurich / Peter Dabrock / Wolfgang Maaser (Hg.), Intergenerationalität zwischen Solidarität und Gerechtigkeit, Heidelberg 2008, 23-71, hier: 52.

³ A.a.O., 53.

Chance des Erwiderns der Gabe eröffnet wird. Dementsprechend lässt sich in Anlehnung an Ricoeur das Generationenverhältnis als Gabe interpretieren, in welchem sich immer wieder Dankbarkeit ereignen kann, so dass der Zusammenhang der Familienmitglieder „nicht nur und auch nicht primär nach dem do-ut-des-Schema zu interpretieren“⁴ ist. Vielmehr entwickelt sich durch das Gabe-Geschehen eine „viel tiefer gelagerte Bindung zwischen den Familienmitgliedern“⁵, die von Dankbarkeit, Vertrauen und Solidarität geprägt ist. Diese Haltung ist nicht auf Familien einzuschränken, sondern auch in anderen, größeren Solidarverbänden aufzuweisen. Sozialethisch ist grundlegend, dass sich Solidarität nie nur auf das Verhältnis von „Nahen“ bzw. „Freunden“ beschränken darf, sondern immer auch für „Fremde“ – in letzter Konsequenz auch für „Feinde“ – offen sein muss, wie es in den ntl. Auseinandersetzungen um die Frage, wer der „Nächste“ ist (vgl. Lk., 10,25ff), deutlich wird. Gegen eine Begrenzung der Solidarität auf die eigene, biologisch-verwandtschaftlich bestimmte Familie richtet sich nicht zuletzt der Umgang Jesu mit seiner Familie (vgl. Mk.3, 31ff), die durch den Verweis auf den Horizont des Reiches Gottes, d.h. derjenigen, die den Willen Gottes tun, deutlich relativiert wird. Die Jesus-Jüngerschaft war (und ist) auch als Teil-Exodus aus den normierenden Strukturen der Familie zu verstehen, sofern sich die Familie in einer engen Binnenperspektive im Sinn eines Familienegoismus nur auf sich selbst konzentriert.

Vor dem Hintergrund eines offenen, sich konstruktiv entwickelnden Gabe-Geschehens ist deutlich, dass jede Generation in zweifacher Hinsicht zu den Gebenden wie den Nehmenden zählt: Auf der aktiven Generation lastet sowohl die Sorge um die nachwachsende Generation als auch die Verpflichtung, angemessen für die alt gewordenen Familienmitglieder zu sorgen. „Die jüngere Generation kann sich auf entsprechende Leistungen der aktiven Elterngeneration stützen. Die ältere Generation kann wiederum darauf bauen, von der erwerbstätigen Generation mitgetragen zu werden. In der natürlichen Abfolge der Generationen und den damit typischerweise verbundenen Lebenszyklen ist so die Solidarität zwischen den Generationen im Sinn eines übergreifenden Generationenverbundes angelegt.“⁶

Wenn die Generationen wechselseitig füreinander einstehen, wird die Generationenabfolge auf Dauer gestellt, niemand spielt dann ein „Endspiel“ im Sinn Becketts. Ein solches Verständnis von Solidarität wird allerdings durch bestimmte Entwicklungen in modernen Gesellschaften zunehmend in Frage gestellt. Offenkundig basiert es auf der

⁴ Ebd.

⁵ Ebd.

⁶ Verantwortung und Weitsicht. Gemeinsame Erklärung des Rates der EKD und der DBK zur Reform der Alterssicherung in Deutschland, Hannover/Bonn 2000, 7

Normalitätsunterstellung des Verbundes von drei Generationen. Dies ist nicht nur durch die Auflösung der größeren Familienverbände hin zur Kleinfamilie in Frage gestellt, sondern auch der Rückgang der Heiratsneigung und das Absinken der durchschnittlichen Kinderzahlen haben seit der Mitte der 1960er Jahre zu einer tendenziellen Unterminierung der lebensweltlich verankerten Familiensolidarität geführt. Wenn sich der Anteil zeitlebens kinderloser Frauen zwischen dem Geburtsjahrgang 1945 im Vergleich zu dem Geburtsjahrgang 1965 von ca. 13% auf 33% erhöht hat und somit rund ein Drittel der Bevölkerung kinderlos lebt⁷, fehlt der Generationensolidarität zunehmend die lebensweltliche Basis. Hinzu kommen auf Grund der steigenden Mobilität und veränderter Werthaltungen weitere Gefährdungen der Generationensolidarität, so dass die trotz der dominierenden Form der Kleinfamilien über lange Zeit intakte enge Verbindung von drei Generationen immer schwieriger zu realisieren wird.⁸

Darüber hinaus scheint sich gegenwärtig in der älteren Generation ein Mentalitätswandel anzudeuten, der zum einen auf einer deutlich verlängerten Phase einer von Krankheiten und anderen Einschränkungen des Alters verschont bleibenden Lebensführung beruht. Zum anderen treten immer mehr Menschen, die ohne Kinder gelebt haben, in den Ruhestand. Zwar lässt sich in der älteren Generation nach wie vor eine überdurchschnittlich hohe Zustimmung zu religiös begründeten Normen und eine Zustimmung zu einer Zukunftsverantwortung aufweisen. Diese Haltung stabilisiert eine starke Familienorientierung und konkret die Verantwortung für kommende Generationen. Dennoch zeichnet sich insgesamt gesehen ein Traditionsbruch und ein Wertewandel ab, der eine stark individualisierte und von den familiären Bindungen abgekoppelte Gestaltung der Lebensführung auch im Alter zunehmend wahrscheinlich werden lässt. Ein Indiz hierfür ist das veränderte Finanzverhalten von älteren Menschen in Deutschland, die immer weniger für ihre Nachkommen sparen, sondern zunehmend Vermögen auflösen oder sogar Kredite aufnehmen. Dies gilt in der Tendenz für alle Altersgruppen von Senioren. Die gegenwärtige Neurentner-Generation der 65- bis 70-Jährigen ist die erste Rentnergeneration in Deutschland, die netto mehr Geldvermögen auflöst als bildet.⁹ Diesen Befunden entspricht eine veränderte Mentalität, wenn dem Slogan „Genießen statt sparen“ laut der Gesellschaft für Konsumforschung im Jahr 1992 27%, im

⁷ Zu den Daten vgl. E.-Jürgen Flöthmann, Die demographische Entwicklung – soziale Folgen. Ansatzpunkte für zukünftiges Handeln in Kirche und Gesellschaft, Herford 2002, 18f.

⁸ Vgl. Traugott Jähnichen, »Endspiele« – Gefährdungen der Generationensolidarität, in: Johannes Eurich / Peter Dabrock / Wolfgang Maaser (Hg.), Intergenerationalität zwischen Solidarität und Gerechtigkeit, Heidelberg 2008, 83-92.

⁹ So die Ergebnisse von Carolin Eitner von der TU Dortmund, die über das wirtschaftliche Verhalten von Senioren forscht. Vgl. »Senioren nehmen für Luxus mehr Kredite auf«, Bericht in der Westfälischen Rundschau vom 16. 4. 2012.

Jahr 2011 bereits 45% der Senioren zugestimmt haben.¹⁰ Dies ist vielleicht ein Indiz dafür, dass immer mehr Menschen nach der Maxime des liberalen Ökonomen Friedrich von Hayek denken und handeln, nach der jede Generation ihres Glückes Schmied ist und dass, da zwischen den Generationen keine moralischen Verpflichtungen bestehen¹¹, jede Generation selbst für die eigene Lebensführung zu sorgen hat. Wer so lebt, spielt faktisch ein „Endspiel“. Danach mag kommen, was will, es betrifft nicht mehr die eigene Lebensführung.

2. Das biblische Elterngelobnis aufnehmen und weiterdenken

Angesichts dieser Veränderungen, durch welche die Generationensolidarität in der Gegenwart vermutlich mehr gefährdet ist denn je, hilft eine Erinnerung an das biblische Elterngelobnis: „Ehre deinen Vater und deine Mutter, damit du lange lebest in dem Land, das der Herr, dein Gott, dir gibt“ (Ex 20,12). Das biblische Gelobnis, adressiert an die freien, erwachsenen Landbesitzer, hat in besonderer Weise die Verantwortung der aktiven Generationen für die Versorgung alter Menschen eingeschärft. Da angesichts periodischer Notlagen die eigene Versorgung und die der Kinder immer wieder gefährdet war, musste die Versorgung der Alten mit Nahrung, Kleidung und Wohnung mit Nachdruck betont werden. Neben der materiellen Sicherung schließt das biblische Elterngelobnis auch eine würdevolle Behandlung ein, was durch den Begriff »ehren« – das hebräische Wort bedeutet wörtlich »Gewicht geben« – umschrieben wird, der darauf zielt, den Erfahrungen der Alten gerecht zu werden, ihrem Lebensweg Gewicht zu geben sowie die entsprechenden Traditionen zu bewahren.¹² Die besondere Bedeutung des Elterngelobnisses im Dekalog wird auch dadurch unterstrichen, dass es an der Spitze der Gebote der sog. zweiten Tafel, d.h. der sozialen Gebote, steht. Es ist zudem als eines der wenigen Gebote des Dekalogs positiv formuliert und als einziges Gebot im Dekalog mit einem expliziten Verheißungswort verbunden. Die Zukunftsverheißung eines langen Lebens kann nämlich – neben der Hoffnung auf den Segen Gottes – im Sinn eines wechselseitigen Gabegeschehens als Erwartung der Versorgung durch die jeweils nachfolgende Generation verstanden werden, da diese sowohl die Versorgung der Vorgängergeneration erlebt hat und selbst von den Zukunftsinvestitionen der Elterngeneration lebt.

Im Hintergrund des biblischen Elterngelobnisses steht die Vorstellung, dass das von Gott eröffnete gute Leben für die Menschen nur dort realisiert wird, wo es auch den alten Menschen als den

¹⁰ Vgl. ebd.

¹¹ Vgl. Friedrich August von Hayek, Die Verfassung der Freiheit, Tübingen 1971, 456.

¹² Vgl. Frank Crüsemann, Bewahrung der Freiheit. Das Thema des Dekalogs in sozialgeschichtlicher Perspektive, München 1983, insbes. 58-60.

damals schwächsten Gliedern der Gesellschaft gut gehen kann. Insofern ist der Umgang mit alten Menschen – in früheren Gesellschaften galt dies sicherlich mehr als heute – eine Probe auf das Exempel der Sozialverträglichkeit einer Gesellschaft insgesamt. Im Elterngeld des Dekalogs wird somit an eine Erfahrungstatsache appelliert, indem das zukünftige eigene Schicksal den Angeredeten vor Augen gestellt wird: Wo man alte Menschen nicht respektiert, werden zumindest auf lange Sicht die Rechte aller Glieder einer Gesellschaft missachtet, deren soziale Qualität somit bezweifelt werden muss. Umgekehrt eröffnet der versorgende und ehrende Umgang mit den Eltern auch der aktiven Generation die Aussicht auf ein gutes »langes Leben«, weil die nachfolgende Generation wiederum dafür Sorge trägt.

In der heutigen Situation sind es – dies meine ich, wenn es um ein „Weiterdenken“ des biblischen Elterngelds geht – weniger die Alten, deren Lebensperspektiven gefährdet sind, sondern immer mehr die Jungen, die Generation der Kinder und Jugendlichen. Dies hat mehrere Gründe. Neben der bereits skizzierten demographischen Entwicklung und den Veränderungen der Werthaltungen der älteren Generation ist es auch die Renten- und Familienpolitik in Deutschland, die tendenziell ältere Menschen begünstigt und jüngere schlechter stellt. Weil in modernen Gesellschaften die materielle Absicherung der nicht-aktiven Generationen vorrangig auf institutionell vermittelte Weise erfolgt, kann nicht mehr auf eine quasi naturwüchsige Abfolge der Generationen gesetzt werden. Stattdessen müssen im Blick auf die Stabilität der Sozialsysteme in gleicher Weise Anreize für die Erziehung und Versorgung von Kindern wie für die Einzahlung in Rentenkassen zur Versorgung der älteren Generation gegeben sein. Diese institutionelle Anreizsituation ist im Rahmen der Sozialpolitik der Bundesrepublik – und vieler anderer wirtschaftlich entwickelter Länder – jedoch seit mehreren Jahrzehnten, wie insbesondere Franz-Xaver Kaufmann herausgestellt hat¹³, gestört. Aufgrund der den Lebensstandard im Alter in hohem Maße sichernden Rentenreformen der Jahre 1957 und 1972 ist in Deutschland das Leben mit Kindern und das Erziehen eigener Kinder für ein gesichertes Alter immer unerheblicher geworden. Sowohl 1957 wie auch 1972 wurde es versäumt, in Entsprechung zur »Rentenkasse« eine »Kinderkasse« einzurichten.¹⁴ Auf diese Weise ist das traditionelle „Drei-Generationen-Modell“, wie es dem Konzept der Generationensolidarität entspricht, faktisch auf zwei Generationen reduziert worden. Diejenigen profitieren, „die ihre Geburten beschränkt haben, haben dadurch aus demographischer Sicht ungerechtfertigte Vorteile hinsichtlich ihrer Versorgungspflichten im Drei-Generationen-Verbund genossen“, wobei die „Konsequenzen jeweils erst ihre weniger

¹³ Vgl. Franz-Xaver Kaufmann, Herausforderungen des Sozialstaats, Frankfurt 1997.

¹⁴ Vgl. a.a.O., 78.

zahlreichen Kinder zu tragen haben“¹⁵. Wer sehr wenig oder gar nicht in die Erziehung und Ausbildung eigener Kinder »investiert« hat, kann unabhängig davon eine ebenso gute, vielfach sogar bessere Versorgung im Alter erwarten. Somit hat das Sozialsystem der Bundesrepublik in der Vergangenheit auf Grund seiner institutionellen Verfasstheit Fehlanreize gegeben, welche keinesfalls die einzige, allerdings eine nicht zu vernachlässigende Ursache der demographischen Krise der Gegenwart sein dürfte. Dafür spricht auch, dass gegenwärtig Rentner in unterdurchschnittlicher Weise von Armut betroffen sind, was positiv die Leistungsfähigkeit des bundesdeutschen Rentensystems unterstreicht, während Armut unter Kindern und Jugendlichen jedoch überdurchschnittlich verbreitet ist. Man sollte nun nicht, wie vereinzelt zu hören, für eine „Umverteilung zwischen der Rentnergeneration hin zu der vor der Familiengründung stehenden Generation der 25-35-Jährigen“¹⁶ plädieren, jedoch deutliche sozialpolitische Maßnahmen zur Behebung des Missstandes der Lebenssituation von jungen Familien einfordern. Als unumgängliche systematische Konsequenz für eine nachhaltige Zukunftsperspektive ist hieraus die Forderung abzuleiten, „dass die Sozialpolitik nicht nur mit Bezug auf zwei, sondern auf drei Generationen im Zusammenhang entwickelt werden muss“¹⁷.

Eine Neujustierung der Sozialpolitik hat daher in neuer Weise die Erziehungs- und Familienleistungen zu berücksichtigen, was im letzten Jahrzehnt durch verschiedene Einzelmaßnahmen – leicht erhöhte Beiträge von Kinderlosen für die Pflegeversicherung, verbesserte Rentenanrechnungen für Erziehungszeiten, die Ermöglichung von Elternzeiten, Erhöhung des Kindergeldes, Rechtsansprüche für Kindertagesplätze u.a. – immerhin punktuell geschehen ist. Nach wie vor fehlt jedoch eine systematische Korrektur dieser Fehlentwicklung, um einen systematischen, institutionell geordneten Zusammenhang zwischen den drei Generationen herzustellen.

„Familien stärken“, das heißt in einem ersten Schritt, vielfältige Initiativen zu starten, um ein Leben mit Kindern zu erleichtern und um Kinder angemessen zu unterstützen und zu fördern. Dies ist in erster Linie, aber nicht allein eine sozialpolitische Gestaltungsaufgabe, um eine Balance des Generationenverhältnisses im oben skizzierten Sinn wieder herzustellen. Im Sinn der Generationensolidarität sollte darüber hinaus nicht allein die Sozialpolitik, sondern jede Politikmaßnahme im Blick auf ihre Effekte für die nachfolgenden Generationen analysiert werden kann. Es könnte eine Institution geschaffen werden, die eine solche Analyse bei allen

¹⁵ A.a.O., 72.

¹⁶ So Reiner Anselm, in: Johannes Eurich / Peter Dabrock / Wolfgang Maaser (Hg.), Intergenerationalität zwischen Solidarität und Gerechtigkeit, Heidelberg 2008, 80.

¹⁷ A.a.O., 81.

wichtigen Entscheidungen vornimmt und die zukünftigen Auswirkungen deutlich macht, ggf. sogar mit einem Vetorecht versehen, um besonders schädliche Maßnahmen für zukünftige Generationen zu verhindern.

Neben den genannten sozialpolitischen Überlegungen sind weitere Aspekte im Blick auf die Neugestaltung des Generationenverhältnisses zu bedenken. Erstmals in der Geschichte wächst eine Generation von Kindern und Jugendlichen heran, die sich gegenüber den Erwachsenen und speziell der älteren Generation in der Minderheit sieht. Zwar kommt nach wie vor dem Alter, speziell dem hohen Alter mit zunehmenden Gesundheitsbeschwerden, ein hohes Maß an sozialer Inklusionsgefährdung zu, aber es wird bisher zu wenig nach möglichen Exklusionstendenzen jüngerer Menschen gefragt. Während seit der Zeit der Industriegesellschaft der Jugendkultur eine immer dominantere Rolle in der Gesellschaft zukam und Jugendliche mit ihren Innovationen und auch mit ihrer Risikobereitschaft kulturell prägend wurden, könnte dieser Prozess in absehbarer Zeit gestoppt werden oder sich sogar umkehren. Was es für Kinder und Jugendliche kulturell bedeutet, in einer alternden Gesellschaft heranzuwachsen, lässt sich im Ansatz bereits heute in Japan studieren, wo sich – insbesondere auf Grund fehlender Zuwanderung – die demographische Entwicklung noch problematischer entwickelt als in Deutschland. Das politische System ist in Japan seit einiger Zeit von einer tiefen Reformunfähigkeit geprägt, auch ökonomisch verschlechtert sich die Situation, nicht zuletzt weil kaum noch technische Innovationen hervorgebracht werden.¹⁸ Auf der anderen Seite ist die dortige Jugendkultur von starken Rückzugstendenzen aus dem öffentlichen Raum und der Bildung kleiner subkultureller Ghettos geprägt. Um solche Entwicklungen mittelfristig in der deutschen Gesellschaft zu vermeiden, muss in neuer Weise den Erfahrungen von Kindern und Jugendlichen sowie ihrem Beitrag zur Gesellschaft »Gewicht« gegeben werden. Während bisher vorrangig die Sicherung der »Ehre« der Älteren prekär war und entsprechend abgesichert werden musste, wie es nicht zuletzt das Elterngeld des Dekalogs zeigt, kommt es heute mindestens ebenso darauf an, der nachwachsenden Generation Freiräume zu eröffnen. Dies bezeichnet eine zentrale kulturelle Herausforderung, gerade auch in den Kirchen, die traditionell und heute wohl mehr denn je von Älteren bestimmt und dominiert werden.

Schließlich ein Hinweis auf die persönliche Situation der Familien. Die Entdeckung der Lebensphasen von Kindheit und Jugend ist recht neu, erst seit dem 18. Jahrhundert relevant aufweisbar, abzulesen vor allem in der Malerei, von Kinder seither nicht mehr als „kleine Erwachsene“ im Blick auf Kleidung und Körperphysiognomie dargestellt, sondern ihre

¹⁸ Vgl. Reiner Klingholz, Jedes Alter zählt, in: FAZ vom 25. 4. 2012, 25.

Besonderheiten nach und nach entdeckt werden. Die Erziehung der Kinder und die Konzentration darauf wurde insbesondere „seit der Aufklärungsepoche zu einer bedeutenden und verantwortungsvollen Aufgabe, die immer mehr auch ins Zentrum zumindest der bürgerlichen Familie rückte. Die moderne Familie wurde ‚ganz und gar kindzentriert‘“.¹⁹ Problematisch ist die damit verbundene neue Rolle der Frau, die nun im Sinn einer bürgerlichen Idylle allein auf die Kinder und das Haus bezogen ist, was durch die Emanzipationsprozesse des 20. Jahrhunderts deutlich kritisiert und in Ansätzen überwunden worden ist. Es fehlen jedoch noch vielfach gelungene Modelle einer Balance von Beruf und Familie sowie einer neuen partnerschaftlichen Gestaltung der Familie und speziell der Kindererziehung. Die Kirchen, die seit der Einrichtung von Kindergärten ebenfalls am Ende des 18. Jahrhunderts traditionell einen starken Bezug zur Unterstützung der familiären Erziehungsaufgaben leisten, müssen sich hier neu orientieren und insbesondere der wachsenden Zahl von Alleinerziehenden gerecht werden, indem sie auf diese Gruppe zugeschnittene neue Angebote entwickeln.

Bei all dem darf natürlich nicht aus dem Blick geraten, dass es absehbar ist, dass in Zukunft angesichts unsteter Erwerbsbiographien und der vielfach rentenkürzend wirkenden Anhebung des Renteneintrittsalters sowie weiterer Maßnahmen zur Stabilisierung der Rentenbeitragssätze auch Altersarmut wieder eine sozialpolitische Herausforderung in Deutschland sein wird. Die Kirchen in Deutschland haben bereits seit dem Jahr 2000 darauf aufmerksam gemacht und es als ein vorrangiges politisches Ziel bezeichnet, für die Verlässlichkeit und Kalkulierbarkeit der Altersvorsorge zu sorgen. Die Solidarität der Generationen funktioniert nur, wenn es einen Generationenvertrag gibt, den alle Beteiligten als »gerecht« empfinden. Daher sind verlässliche Weichenstellungen im Blick auf eine nachhaltige Sicherung der Altersvorsorge auch über das Jahr 2030 hinaus erforderlich. Ferner wird die Zahl von älteren Menschen, die ein eigenständiges Leben nicht mehr selbst realisieren können, ansteigen und sie sind auf eine Vertretung und Unterstützung durch die Jungen angewiesen. Insofern bleibt auch die traditionelle Ausrichtung des Elterngebots einer lebenslangen Verantwortung für die Eltern bestehen, nach Auffassung vieler Rabbinen übrigens das schwerste Gebot, weil es sich zeitlich über einen Großteil der Lebenszeit als Aufgabe erstreckt.

Ausblick

¹⁹ Frank Surall, Ethik des Kindes. Kinderrechte und ihre theologisch-ethische Rezeption, Stuttgart 2009, S. 36

Die Herausforderung der Neugestaltung des Generationenverhältnisses umfasst eine Vielzahl von Aufgaben, die im Sinn der Generationensolidarität angenommen werden müssen. Es wäre fatal, wenn dabei die unterschiedlichen Anliegen gegeneinander ausgespielt würden, vielmehr steht die Suche nach Lösungen an, die transparent und nachvollziehbar die anstehenden Lasten und Aufgaben verteilen. Grundlegendes Ziel muss eine würdige Lebensperspektive für ältere Menschen bleiben, wie sie im vierten Gebot als Aufgabe und als Verheißung anklingt und wie sie gegenwärtig – zumindest im Blick auf die materielle Situation – vergleichsweise gut in Deutschland verwirklicht ist. Gleichzeitig sind angemessene Verwirklichungschancen für die nachfolgenden Generationen zu sichern, ohne dabei die Leistungsfähigkeit der aktiven Generation zu überfordern. Es kommt darauf an, so die deutschen Kirchen im Jahr 2000, „in einer Zeit tiefgreifender Veränderungen die Lasten“ zwischen den Generationen „besser und gerechter“²⁰ zu verteilen.

Dabei geht es um das Offenhalten der Zukunft für zukünftige Generationen. Wir dürfen einfach keine Endspiele spielen, denn dies bedeutet einen Ausstieg aus der Verantwortung für die Zukunft. Damit würde die Zukunft tendenziell verschlossen werden, was im tiefsten Widerspruch zum christlichen Glauben steht, der wesentlich ein Glaube der Zukunftshoffnung und Erwartung ist. Die Gemeinschaft der Glaubenden weiß die Schöpfung als ein den Menschen von Gott anvertrautes Gut, in dem in der Kontinuität der Generationen der Segen Gottes weiter gegeben und neu erhofft wird. Diese Glaubensgemeinschaft versteht sich auf dem Weg hin zum Kommen des Reiches Gottes, das wir nicht herbeiführen können, an dessen Wachsen wir uns aber beteiligen sollen. Der biblische Glaube motiviert in besonderer Weise für kommende Generationen zu sorgen, es ist eine zukunftsbewusste Haltung zur Welt, die jedes „Endspiel“ im Sinn Becketts – des Spiels, nach dem nichts mehr kommt – ausschließt. Die Stärkung von Familien im Sinn der Generationensolidarität ist eine unmittelbar daraus folgende Aufgabe, einzelne sozialetische Aspekte dazu habe ich in diesem Beitrag versucht aufzuzeigen.

²⁰ Verantwortung und Weitsicht, a.a.O., 16.